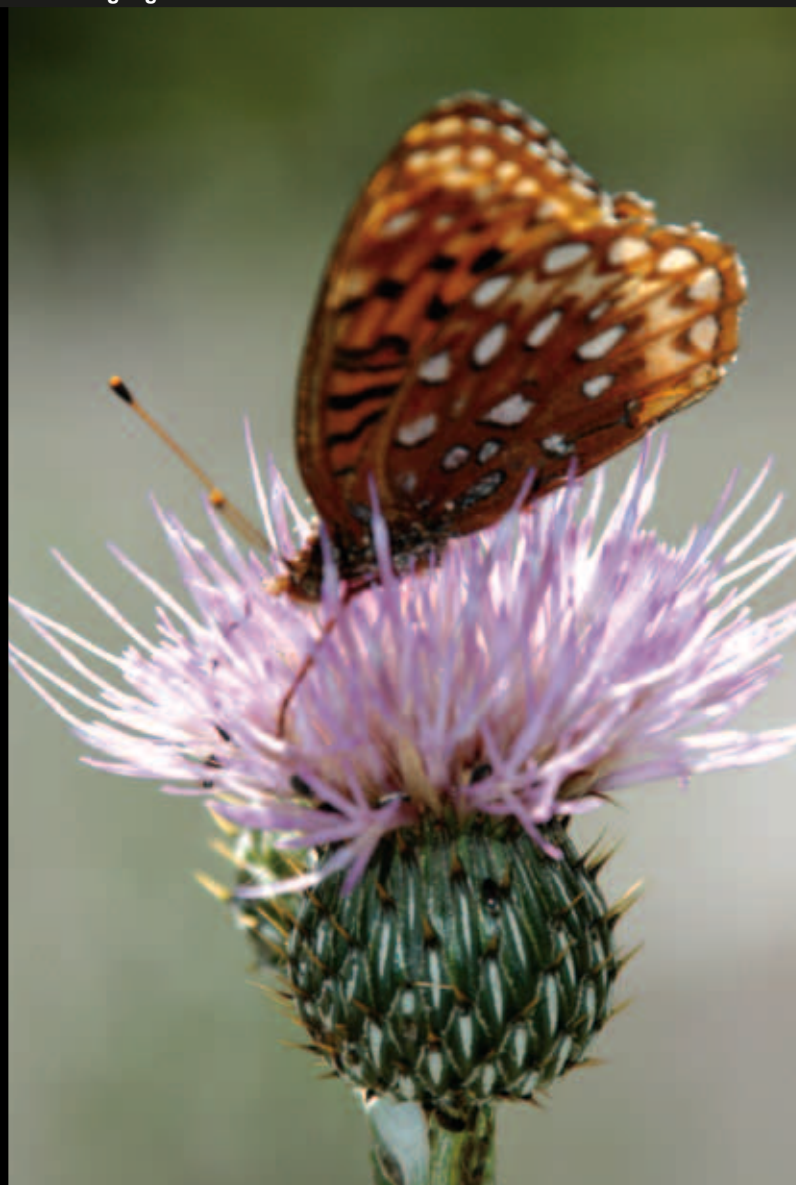


Der Missionsbote

79. Jahrgang

März 2011



„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab,
auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden,
sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16

Das Rechte getan



Ein gläubiger, reicher Kaufmann gab einst die große Summe von 25 000 Talern für ein Werk christlicher Nächstenliebe. Einige Jahre später verlor er fast sein ganzes Vermögen durch unglückliche Geschäftsvorfälle.

Da begegnete ihm eines Tages ein Bekannter und fragte ihn: „Bereuen Sie es jetzt nicht, damals eine so große Summe verschenkt zu haben? Heute könnten Sie das Geld gut selber gebrauchen.“

„Ach nein“, war die Antwort, „ich habe es bis heute noch nicht bereut, denn jene verschenkte Summe ist das einzige Geld, dass ich gerettet habe. Es liegt in Gottes treuen und fürsorglichen Händen, während sich die anderen Hände, denen ich mein Geld anvertraute, als untreu oder doch unzuverlässig erwiesen haben.“

Hätte ich die Summe damals nicht zu jenem Werk des Glaubens und der Liebe hergegeben, so wäre auch sie mit dem übrigen Geld verloren gegangen. Nun freue ich mich, dass ich jenes Geld so gut angelegt habe. Ich bin ja nur des Herrn Verwalter, und er leitete mich damals, das Rechte zu tun.“

„Ich habe es bis heute
noch nicht bereut“

Der Glaube urteilt stets anders als der Unglaube, der sein Vertrauen nur auf das Sichtbare und Zeitliche setzt. Der Glaube jedoch rechnet mit Gott und setzt seine Hoffnung auf IHN, den lebendigen Gott, der jeden belohnt, der das ihm von Gott anvertraute Gut für IHN verwaltet.

Uns fehlt gerade in unseren Tagen des Überflusses so häufig das Bewusstsein dafür, dass wir nur Verwalter für den Herrn sind und er einst von uns Rechenschaft fordern wird auch über das Irdische, das er uns gab.

Haben wir es für IHN verwaltet und damit Schätze gesammelt im Himmel, die nie verloren gehen können? Mögen alle, denen der Herr Geld und Gut anvertraut hat, treue Verwalter sein!

Bete und arbeite

Der Kaufmann Rudolf Tinnenkamp saß über sein dickes Hauptbuch gebeugt und rechnete. Marholz, sein Gehilfe, und Emil, der Lehrbub, waren längst nach Hause gegangen. Sie hatten um sieben Uhr Feierabend, und ein Grund, Überstunden zu machen, lag für sie nicht vor. Du liebe Zeit, sie hätten ja auch nichts, rein gar nichts tun können, um ihrem Herrn und Meister diese Arbeit, die ihn bis in die Nacht zurückhielt, zu erleichtern oder abzunehmen.

Arbeit? War das wirklich Arbeit - ein nützliches und ersprießliches Tun-, was Tinnenkamp da so lange hinter dem vielblättrigen, gewichtigen Folianten hocken ließ? Viele drückende und hartnäckige Fragen wurden lebendig.

Der Kaufmann seufzte, tief auf. Er stützte die schmerzende Stirn in die Hand und schloss die übermüdeten Augen. Er sah gar keinen Fortschritt seines nächtlichen Beginnens. Wieder und wieder hatte er all die vielen Konten überprüft, hier den Saldo gezogen und da den Saldo gezogen. Gerechnet, geprüft, gesonnen, erwogen und gegrübelt und sich dabei im Verlauf der Stunden dergestalt in einem wahren Irrgarten von Zahlen, Summen und Beträgen verstrickt, dass er sich am Ende überhaupt nicht mehr zurecht fand. Mehr, als dass er in eine Sackgasse geraten sei, vermochte Tinnenkamp, als er erschöpft innehielt, nicht zu erkennen.

Und in der Tat: jedem andern an seiner Stelle wäre es ebenso ergangen. Das heißt jedem, der wähnt, dass das Hirn eines Menschen, das allein auf sich gestellt ist und der eigenen Klugheit und Tatkraft vertraut, über die Fähnrisse und Tücken des Lebens allezeit schlechthin erhaben und imstande sein müsse, sie niederzuringen.

Es stand im Augenblick nicht gut um Rudolf Tinnenkamps Finanzen. Allgemeine Wirtschaftskrise, verringerte Umsätze und vor allem schleppender Eingang der Außenstände machten ihm das Dasein schwer. Als ehrbarer und solider Kauf- und Handelsmann war Tinnenkamp gewohnt, seinen Verpflichtungen gewissenhaft mit peinlicher Genauigkeit und Pünktlichkeit nachzukommen. Nun aber haperte es bedenklich - Frau Sorge pochte vernehmlich an seine Tür. Verbindlichkeiten, wie sie ein Quartalswechsel stets im Gefolge hat, harrten ihrer Erfüllung. Noch wenige Tage, und eine Summe musste bereitstehen, von der einstweilen nur ein lächerlicher Bruchteil vorhanden war. Ja, wenn wenigstens Schütterer & Co. bezahlen wollten! Oder Knecht & Sachs oder die Kessner GmbH. Das waren alles Großabnehmer, auf die man sich bisher stets hatte ver-

lassen können. Erstmals seit jahrelanger angenehmer und erfolgreicher Geschäftsverbindung ließen die sich nun auch noch mahnen. Und weil sie alle drei darauf nicht reagierten, sandte Tinnenkamp ihnen nochmals Briefe, in denen er seine Enttäuschung reichlich unverhohlen durchblicken und sich in der Erregung zu nicht gerade schmeichelhaften Redewendungen hinreißen ließ.

Dennoch fiel es keinem ein, auch nur zu antworten, geschweige denn zu bezahlen. Es war zum Verzweifeln! Tinnenkamp blätterte, den heißen Kopf noch immer in die Hand gestützt, ohne Wahl und Ziel sein Hauptbuch von hinten nach vorn durch und sah im Geist das Schreckgespenst eines drohenden Konkurses heranschleichen, wenn nicht zur rechten Zeit noch ein Wunder geschähe.

Nein - nicht ein Wunder, denn mit solchen ist in Geschäften nicht zu rechnen -, es musste eben Geld herbeigeschafft werden! Aber wie, fragte sich der Kaufmann, woher soll ich Geld nehmen, wenn die Leute nicht bezahlen?

Je mehr aber der in Nöte Geratene sich sorgte und bangte, desto weniger fand er Mittel und Wege zur Abhilfe und um so trostloser wurde ihm zumute.

Rudolf Tinnenkamp wollte gerade den schweren, steifgebundenen und zum Schutz gegen

Beschädigung und Abnutzung mit abgerundeten Metallkanten versehenen oberen Deckel des inhaltsreichen Buches zuklappen und so die Nutzlosigkeit seines späten Treibens beenden, als sein Blick auf die kunstvoll ausgeführte Inschrift auf der ersten Seite dieses Folianten fiel.

„Mit Gott!“ stand da in gotischer Schrift, sinnig und würdig umrankt und unterlegt von geübter und verständiger Künstlerhand.

„Mit Gott!“ Zum ersten Male, seitdem Tinnenkamp dies Buch gebrauchte, blieb sein Auge auf den beiden Wörtern haften. Er hatte seither nie Zeit gehabt, sich mit ihnen zu befassen, hatte sie überschlagen, war über sie hinweggeglitten, als seien sie nicht vorhanden.

„Mit Gott!“ wurde Tinnenkamp nun nicht müde zu lesen. Und es war durchaus kein Wunder, dass die beiden Wörtlein sich allmählich einen Weg vom Auge des Kaufmanns hinabbahten bis auf den Grund seiner Seele, bis sie recht vernehmlich rüttelten an der Pforte seines erdschweren Herzens.

Rudolf Tinnenkamps Hände falteten sich. Gerade über der Widmung



auf der ersten Seite seines Geschäftsbuches legte ein guter Engel die Hände des rührigen Kaufmanns zur Ruhe ineinander.

Und Rudolf Tinnenkamp betete. Erstmals, seitdem er erwachsen und ein Geschäftsmann geworden war, betete Tinnenkamp. Soviel wusste er noch, dass da droben einer wohnt, gegen dessen Willen kein Sperling zu Schaden kommt.

„Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorgt für euch.“ Diese Trostworte kamen ihm ins Gedächtnis zurück. Auch des Gleichnisses von den Lilien auf dem Felde, die nicht säen, nicht ernten und dennoch in voller Pracht gedeihen, erinnerte er sich.

Scham überkam den Kaufmann. Scham darüber, dass er so viele Jahre lang ohne Gott gelebt und gearbeitet hatte. Dass er in eitler Überschätzung seiner im Grunde doch unbedeutenden, schwachen

„Alle eure Sorge werfet auf ihn;
denn er sorgt für euch.“ 1. Petr. 5,7

Menschlichkeit über den nie versagenden, allzeit sorgenden und helfenden treuen Gott hinweggesehen hatte. Dass er niemals, nicht eine Sekunde, Zeit gefunden hatte, die beiden Wörtlein am Anfang seines Buches zu beachten!

Eine eitle Krämerseele schalt sich Rudolf Tinnenkamp. Er bereute es bitter, grobe Briefe geschrieben zu haben an Menschen, die ihm, solange alles gut ging, persönlich lieb und wert waren. Und er erschrak mächtig, als er erkannte, in welcher Verblendung er dahingelebt und seine Geschäfte betrieben hatte.

Unendlich erleichtert und im sicheren Gefühl des Geborgenseins verließ Tinnenkamp sein Kontor.

Zwar blieb er nicht von ferneren Kämpfen verschont; aber nie wieder packten ihn Verzweiflung und Ungeduld. Er durfte sein Geschäft noch manches Jahr versehen und nach überstandener Krise zu neuer Blüte emporführen.

Freilich - alles, was er fortan unternahm, sein ganzer Wandel, geschah und spielte sich ab unter dem zwar spät, doch nicht zu spät erkannten Leitwort:

„Mit Gott!“

„Der Missionsbote“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.

Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:

Harry Semenjuk

10024-84 Ave.

Edmonton, AB T6E 2G5 Canada

Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396

Email: hsemenjuk@tcog.cc

www.gemeindegottes.org

„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.

Printed by Christian Unity Press,

York, Nebraska 68467 U.S.A.

Titel Foto: Peter Neufeld

Photo Seite/Page 2: Modification/Adaptation of Thaler by

Puncsos <http://en.wikipedia.org/wiki/File:Thaler.jpg>

<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>

Photos Seiten/Pages 7, 8: ©PhotoXpress.com

Der Wechsel im Leben

„Die Mühe können Sie sich sparen. Raus müssen Sie doch, Herr Edinger!“

„Abwarten, Herr Labonte. Es wird sich schon ein Weg für mich finden.“

„Ins Grüne, jawohl! Vielleicht baut Ihnen der liebe Gott eine Bleibe, Sie - Habenichts!“

Heinz Edinger antwortete nichts mehr. Er schleppte eine Kiste auf dem gebeugten Rücken über den Hof. Dabei musste er an seinem dort stehenden Hauswirt vorbei. Als er die Haustür erreicht hatte, zwängte er sich hindurch und keuchte nach seiner Wohnung hinauf. Die Kiste enthielt den Restbestand des Seifen- und Putzmittellagers, das er eine Zeitlang betrieben, aber wegen schlechten Geschäftsganges wieder hatte aufgeben müssen. Zwanzig Mark mochte ihr Inhalt wert sein. Sechzig Mark Mieteschulden aber sollte er innerhalb einer Woche an Labonte bezahlen, sonst drohte ihm die Räumung. Wie aber sollte er sie verhüten?

Heinz Edinger wußte genau, dass Labonte kein Erbarmen kannte. Er hatte lange mit ihm verhandelt, um Nachsicht und Geduld gebeten. Umsonst! Labonte wollte Geld sehen, alles andere interessierte ihn nicht.

Es war so weit gekommen, dass Edinger bis auf Hausrat und Kleidung für sich, seine Frau und sein Kind nichts mehr besaß als für ein paar Mark Ware, deren Erlös bestenfalls ein bescheidenes tägliches Brot für die allernächste Zukunft verbürgte. Daneben hatte er nur noch einige mehr oder weniger aussichtslose Außenstände. Diese niederschmetternde Tatsache nahm Heinz hin als eine Prüfung seines Glaubens.

In aller Inbrunst und mit jenem Glauben im Herzen, der Berge zu versetzen vermag, hielt er an mit Beten und Bitten. Noch ein Tag - dann mußte die Entscheidung fallen. Und sie fiel. Ein einstiger Kunde, der ihm seit langem einen größeren Betrag schuldete, stellte sich unversehens ein und zahlte.

„Wer hat Ihnen denn das Geld gepumpt?“ fragte Labonte ungläubig, als Heinz ihm die schuldige Summe auf den Tisch zählte.

„Es ist ehrlich erworbenes Geld“, erwiderte Heinz lächelnd.

„Amen“, spöttelte Labonte und strich es ein. -

Jahre vergingen. Aus dem armen Seifenhändler war der geachtete und gutbezahlte Sekretär beim Betriebsführer des Werkes geworden, von dem er einst seine Waren bezog. Sein Gottvertrauen und seine Beharrlichkeit wurden reich belohnt. Des Dankes voll, dachte Heinz Edinger oft an jenen

düsteren Tag zurück, da er mit seiner Kiste auf dem Rücken an dem reichen, hartgesottenen Hausherrn vorüberstapfte, der ihn mit Frau und Kind auf die Straße setzen wollte.

Was war aus ihm geworden? Nachdem dieser Nimmersatt sein durch waghalsige Spekulationen zusammengerafftes Vermögen rettungslos verloren hatte, war auch sein Haus unter den Hammer gekommen, und anstatt Edingers musste Labonte das Feld räumen.

Nun traf es sich eines Tages, daß Heinz unter den Anwärtern auf einen untergeordneten Posten, den sein Betrieb ausgeschrieben hatte, ein Mann auffiel, der in seiner abgerissenen Kleidung, dem von bitterer Not gekennzeichneten Gesicht und durch seine Haltung einen erbarmungswürdigen Eindruck machte. Er ließ ihn zu sich kommen und nahm Einsicht in die Personalpapiere des Arbeitsuchenden, der zerknirscht als ein Bild des Elends und Jammers vor ihm auf dem Stuhl kauerte. Erst jetzt erkannte er in dem Manne seinen früheren Hauswirt wieder: Labonte!

Ergriffen schaute er ihm lange in die vor Scham und Verzweiflung unruhig flackernden Augen. Dann bot er ihm die Hand: „Kopf hoch, Herr Labonte!“

Traurig lächelnd meinte dieser: „Mich werden Sie ja wohl nicht nehmen, Herr Edinger. Wo ich damals so - hässlich zu Ihnen gewesen bin.“

„Glauben Sie, den Posten ausfüllen zu können, Herr Labonte?“ fragte der Sekretär fest und ruhig.

„Das schon. . .“

„Gut, dann werde ich für Sie eintreten. Warten Sie bitte hier.“


Als Heinz Edinger nach kurzer Rücksprache mit dem Chef zurückkam und Labonte mit der Nachricht überraschte, dass er eingestellt sei, wurden diesem die Augen nass. „Sie sind - ein - Übermensch“, stammelte er hilflos wie ein Kind.

„Sie irren, Herr Labonte“, belehrte Heinz den Erschütterten und klopfte ihm versöhnlich auf die Schulter, „ich bin nur - ein Christ. Und als solcher halte ich es allerdings mit dem, der gesagt hat: Tut wohl...“

K. H. Mohr



Steinreich, doch steuerfrei



Über einen Prediger des Evangeliums, der mit seiner Familie einfach und bescheiden lebte, ging das Gerücht, er sei steinreich. Als er eines Tages durch das Dorf ging, begegnete ihm ein Steuerbeamter und hielt ihn an.

„Ist es wahr, mein Herr, dass Sie reich sind?“

„Ja“, sagte der Prediger, „genau genommen bin ich ein reicher Mann“.

„So“, sagte der Beamte aufmerksam und zog sein Notizbuch aus der Tasche, „wie gross ist denn etwa Ihr Vermögen?“

„In erster Linie besitze ich eine gute Gesundheit, und Gesundheit ist mehr wert als Reichtum.“

„Sehr richtig“, sagte der andere, „aber was nennen Sie sonst Ihr eigen?“

„Ich habe eine gute Frau“, antwortete der Prediger, „und das ist mehr wert als Brillanten.“

„Jawohl“, sagte der Beamte, „aber besitzen Sie weiter nichts?“ „Doch, ich habe gesunde und gehorsame Kinder, und Kinder sind ein reicher Segen Gottes.“

„Gut, gut, aber sonst?“

„Ferner bin ich ein Bürger des Himmels, dort liegen meine größten Schätze, und aus Gottes Wort weiß ich, dass ich ein Kind Gottes bin. Er ist mein Vater.“

„Und weiter besitzen sie nichts?“

„Nein, andere Schätze habe ich nicht.“

„Mein Herr“, sagte der Steuerbeamte, „dann sind sie wohl ein reicher Mann, aber für solche Reichtümer bezahlt man keine Steuern.“